

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

29.1.1922 (No. 5)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 5



29. Jan. 1922

Otto Doderer / Emil Strauß.

(Zu seinem Geburtstag: 31. Januar 1866.)

Wilhelm Schäfer hat kürzlich den Ehrenpreis des „Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein“ — gewährt für einen rheinländischen Dichter, der sich um das deutsche Schrifttum verdient gemacht hat — an Emil Strauß gegeben. Damit wird die Aufmerksamkeit wieder einmal auf ein liebes, stämmiges Wirken gelenkt, das goldene Eimer weiterreicht, geräuschlos und unbekümmert um wohlfeile äußerliche Erfolge, nur seiner Bestimmung getreu, und darum abseits vom großen Publikum. Man hätte dabei sein müssen, als die Botschaft die eine oder zwei Wegstunden landeinwärts in das niedere Häuschen zwischen den paar Weckern in den badischen Bergen am Bodensee kam und den bescheidenen, aus innerlicher Not mannhaltig in sich vergrabenem Dichter überraschte und in das Krösteln der schöpferischen Einsamkeit das bealückende Bewußtsein brachte, daß draußen im Raum etwas von ihm lebendig geliebt ist. Und man hätte dabei sein müssen, als die beiden Nachbarn sich dann dankbar begegneten, ein Mann wie Emil Strauß einem Mann wie Wilhelm Schäfer, der die Gabe mit beiden gültigen Händen angenommen hatte als einen ersehnten Vorwand, dem verehrten Freund einmal „alle Achtung und Liebe weißhin sichtbar zu bezeugen.“

Der badische Dichter Emil Strauß ist jetzt 55 Jahre alt. Er ist in Pforzheim geboren. Sein Großvater war der Karlsruher Hofkapellmeister Josef Strauß. Wenn Persönliches ohne weiteres aus seinen Büchern herauszulesen ist, so empfand er wie alle verschlossenen, früh selbständigen Naturen die Schulzeit als Bedrückung; das Gymnasium raubte ihm die Ungebundenheit und die Sonne zwecklos-glücklichen Umherstreichens. Auch dann in der Freiheit des Studentenlebens begangen ihn Fesseln der Herkömmlichkeiten und Vorurteile, das Couleurweien ist ihm „Vormundschaft eines farbigen Bandes“, er hält nicht viel „vom Karrieremachen und nichts von dem schwungvollen Detailgeschäft in Recht und Ordnung, Religion und Wissenschaft“, und sein Streben geht danach aus, unabhängig zu sein, sei es auch unter Anspannung aller Lebenskräfte. Von der Universität her ist er befreundet mit seinem Landsmann Emil Götts und nimmt auch nachher zeitweilig an seinen häuslichen Unternehmungen teil. Aber die Heimat ist ihm zu eng, er geht übers Meer und ist einige Jahre Ansiedler in Brasilien. Doch er findet draußen nur eine endlose, leere Fremde, die „kein Gestern, nicht einmal ein Heute, nur eine Zukunft“ hat, eine Zukunft, die ihn nichts angeht; „das Land hat nichts zu erzählen, es sagt mir nichts, es fragt und fragt mich nur immer.“ Und so kommt dieser mit dem Volkstum unseres Südens so innig verwachsene Erzdeutsche wieder in die Heimat zurück, lebt hier und da auf dem Lande, auf Reisen, in einer Bauernstube am Bodensee und in Hellaue, der Freiluftstadt. Seit einigen Jahren hat er ein kleines Besitztum, wieder am Bodensee, erworben und rackert mühselig dort sich

um des Leibes Notdurft, und für die Werke des Geistes läßt ihm der Tag keine Stunde mehr. „Er hatte sich auf das Land begeben“ so sagte er in dem jüngsten seiner Bücher, die kennzeichnenderweise Zug um Zug mit seinem geordneten und entschlossenen Leben übereinstimmen, „nicht nur in der Erwartung eines natürlichen Berufs, besonders auch in der Sehnsucht nach unverdorben-natürlichen Menschen, urväterlich unschuldigen Verhältnissen unter diesen kindlichen, treuherzigen Wesen und mit der Hoffnung, sich in diese reine Welt irgendwo hineinzuwenden und da einen klaren, gleichmäßigen Lebensfaden mitspinnen zu können.“ Gewiß hätte ein Mensch mit den Gaben dieses Dichters ein bequemeres Geschick sich auswählen können, aber er leidet unter der Macht der schöpferisch Besessenen, die eigenwillig auch das eigene Leben schöpferisch zu gestalten drängen, denen es veriaat ist, klein beizugeben, von der Günst anderer zu leben, und die beharrlich treu bleiben sich selbst.

Emil Strauß war dem Schwabenalter schon nahe, als sein erstes Buch erschien. Brasilien lag schon hinter ihm. Die Fremde war erst der Schollenbruch gewesen, der ihn sich selbst bereist machte. Er ist auch nachher kein Vielschreiber geworden. „Das Leben ist ein feiner, feiner Filter“, wie es am Ausgange einer Novelle der „Menschenwege“ heißt, und die „Tröpflein Seele“, die sich hindurchdrängen und am Ende hinausdrängen, sammeln sich langsam, bis das wertvolle Becken eines Buches gefüllt ist. Das Wesentliche bedarf viel Geduld, um zu reifen. Neun Bücher (bei Fischer, Berlin) sind bis jetzt die ganze Ausbeute. Sie haben vielfältige, ungleichartige, immer wieder neue Gesichter, aber immer denselben einen Grund: den trostigen Selbsterhaltungstrieb des ringenden sittlichen Menschen. Die beiden ersten Stücke in den „Menschenwegen“ — „Am Ruder“ und „Auswanderer“ — sind noch studienhaftes Taften, Schilderung, Stimmungshafte, aber die dritte Erzählung des Bandes „Prinz Biedewitt“ ist schon in sich vollendet, ein träumerisch-anheimelndes romantisches Märchen aus der Wirklichkeit des brasilianischen Urwalds. „Don Pedro“, das zweite Buch, eine Tragödie auf spanischem Hintergrund: ein starker Mann und ein starkes Weib begehen einander und müssen sich kochen und gehen an dem Widerstreit ihrer sittlichen Pflichten und ihrer Leidenschaften zugrunde. „Der Enkelwirt“ ist eine rechte Schwabengeschichte und dazu eine kernige Dichtung, knapp und kantig erzählt die tragikomische Geschichte eines schwäbischen Bauern, den das Schicksal erst derb in die Hände nehmen muß, bis es ihn spät zur Besinnung durchgerüttelt hat und er aus seinen Verirrungen und von der Irrfahrt übers Meer reumütig und süßherzig zurückkehrt zu seinem tanzen, treuen Weib. Dann das erfolgreichste Buch des Dichters: der Schultroman „Freund Betn“, ein wehmütiges Stück eigener Kindheit; eine überempfindsame Knabenseele, von den Eltern unverstanden, den Lehrern fremd und

den Mitschülern gegenüber schon zurückhaltend, kommt unter Mad der „barbarischen Feindseligkeit des Lebens“; ein feines lyrisch weiches Buch, eine Offenbarung des kindhaften Gemüts in dem robusten Mann, der in dem Buch als Abbild des anderen, ausgleichenden Teils seines Wesens dem zarten Knaben einen handfesten, massiven Bavernjungen beigesellte. Es folgt der Roman „Kreuzungen“, in dem nun jede Zeile kraftstrotzende Lebenszähle ist; „alles in der Welt“, heißt es darin, „darf Kraft, Mühe, Ausdauer, Kunst kosten, nur die Liebe und ihr Bestand sollte uns mühelos zuteil werden — wie töricht!“, und es wird darin erzählt, wie drei eigenmächtige junge Menschen auf dem Umweg über die Verquickungen ihrer Lebensläufe gegenseitig ins Klare kommen. Dann wieder ein Drama: „Hochzeit“; da lehnt sich ein draufgängerisches Jungblut auf gegen den Verrat an der Liebe, entreißt das Mädchen der lauen und verlogenen Spießigkeit und hält in einer der vorgezeichneten Molasseandsteinhöhlen am Bodensee eine heidnische Hochzeit. Bald darauf erscheinen die vier Novellen „Sans und Grete“, in denen vier Hänse um Gretegestalten werben, die frisch und vollhaft dastehen wie die Frauen in den nordischen Sagen, schön und rank wie Volkslieder, und es kennzeichnet nicht nur den Gehalt dieser Geschichten, sondern wieder den Menschen Strauß selber, wenn darin gesagt wird: „Zweier Menschen Liebe soll sein wie zwei Lindenbäume, die frei nebeneinander aufwachsen und doch nur eine einzige, ununterscheidbare Kronenkuppel bilden; lehnt aber der eine Stamm sich an den andern, so reiben sie sich im Sturme wund und verkrüppeln. Zweier Menschen Liebe sei wie ein Schwert mit zwei Schärfen; keine Schärfe darf stumpf werden der andern zuliebe, sonst können sie nicht eine Spitze bilden. Zweier Liebe sei die klare Einheit des Mannes und des Weibes von reinster Wesenheit, so daß der Mann nichts Weibisches, das Weib nichts Männliches in sich einlasse; sonst werden sie ein Wirrwarr, keine Einheit.“ Drei Jahre später: „Der nackte Mann“, der Versuch eines realistischen historischen Romans, stofflich an die Geschichte der Heimatstadt des Dichters sich anlehnd, an das Pfalzheim in den aufregtesten Zeiten nach dem Nußburger Meistertreiben, voll erschütterter Freude an dem ungeschobenen mittelalterlichen Bürgerertum, in realistische Fragen hineinreflektierend, sinnlich stark und schön und schelmhaft in Einzelheiten, aber in Episoden zerfallend, kein einheitliches Ganzes. Sieben Jahre später: „Der Spiegel“, eine Selbstschau im Spiegel der Abkunft, ein Familienbericht in zwei, eigentlich drei Richtungen: zwei irrsinnige Schweigern, Kinder eines Hofkapellmeisters, leben nur, solange sie singen, erheben sich nur aus der Nacht des Wahnsinns, solange sie der „Lebens- und Raubergewalt, die Bach und Gluck und Mozart und Beethoven heißt“, nahe sind; im zweiten Kreis des Buches steht die im Verzicht und Handeln starke Laute Lotte, im dritten Kreis ein Mensch, der zwischen den Wirbeln der Anbrünste und puritanischen Maßlosigkeit den guten und der Gemeinschaft dienenden Menschen in sich sucht und aus Ekstasen zu einem einfachen, praktischen, sozialen Christentum gelangt.

Ein türrischer Lebensstros zieht sich durch diese Bücher, eine eiserne, unbenehme, Leidenschaften äugelnde, kleinmütige Schwächen erstickende, Lebenswidrigkeiten durchbrechende Selbstzucht. „Ein rechter Kerl freut sich, wenn ihm was beeaunet, das er ernst nehmen darf“, heißt es einmal. Oder: „Er wünscht verwogen, doch wirklich und ernsthaft ins Kochen zu kommen, um alles kennen zu lernen, was in ihm noch an die Oberfläche getrieben werden kann.“ In den Gestalten äart die Begierde, unter den Regelmäßigen und Korrekten gelegentlich einmal etwas „Unbereifliches“ zu tun, sich manchmal als „ein Stück Naturkraft“ zu fühlen und zu wollen. Dann heißt es: „Nicht

die Erfahrung, die man macht, ist die Hauptsache; die Hauptsache ist, nach der Erfahrung dem Leben gegenüber wieder unschuldig zu werden“, und interessant ist es, diesen naturhaften Antipathisten, aber auch Antipathisten über Nietzsche zu vernennen; seinem Tatsachenwahnsinn, meint er, konnte eine Philosophie nicht eingehen, „die ihm die natürlichen Rechte und Ansprüche der gelunden und stolzen Kraft zu romantischen Postulaten zu überhohen, aufzutreiben und zu verzerrten schien, weil sie offenbar von gegnerischen Postulaten und Doamen ausalua, statt von der Anschauung des wirklichen, unbändigen, alle Formen wieder verwachsenden Menschen.“ Und nun steht am Ende seines letzten Buches, wohl als Zielsetzung an der Hafeneinfahrt eines neuen Lebensabschnittes, das einfache Pflichtglaubenswort: „Gott segnet nicht nur durch Ruhe und Wohlsein, sondern durch Aufgaben.“

Trotz aller musikalischen Melodik des Stils im einzelnen und der musikalischen Empfindungsaewalt im Stofflichen (vor allem im „Freund Heinz“), trotz aller lyrischen Feinhörigkeiten ist dieser durchaus männliche Dichter nie mit Lyrik vor die Öffentlichkeit getreten. Vielleicht ist seiner härteren Sprödigkeit die zwingende lyrische Form eben zwang, das Naturgefühlsmäßige etwas feminines, der Ueberchwang Pose. Auch als Dramatiker hat er sich nicht erweisen können mit seinen beiden Bühnenstücken. Er ist viel zu ausgeprägter, aufs gemächliche Nachzeichnen eingestellter Realist, um geeignet zu sein zum Dramatiker, der auch wieder an eine feste Form gebunden und in dem alles Schaffen auf den Effekt ausgerichtet ist. Er ist Epiker und erzählt mit wortreichen, aber von innen her durchleuchteten, präzisen Mitteln des Erlebens bündig und gestenlos die Handlung, die seelisch durchlittenen Vorgänge, ohne sich in psychologische Spießigkeiten und leichte Milieu-schwammigkeit zu verlieren; ebenmäßige, unverkünstelt, meidet er das Forcierte und das Sentimentale, Gesuchte, Geschraubtes, Schreiendes, Weichliches, Hiererei und Bloßdekoratives, Bodenständig, aus dem Volkstum herkommend, natürliche Anlagen und Intellektuelles als eine organische Einheit der Bildung in sich tragend, ist er einer jener neben der Zeit hergehenden Dichter, denen die Aufgabe zufällt, die natürliche Tradition auf der alten Ebene fortzuführen und weiterzubilden, ohne ins Zeitliche äußerlich sichtbar abzurufen, aber auch ohne sich zum vollstümlichen Epigonen zu erniedrigen. Er stammt aus der Heimat der Kalendergeschichte, aber vollstümlich im gewohnten Sinn ist er so wenig, wie er Literat ist, weil er nämlich doch zu sehr von seelischen, intellektuellen Konflikten ausgeht und ein zu strenger Künstler ist.

In einer Zeit der Verwirrenheit, des Gezeters und Geredes ist dieser still strebend sich Bemühende, dieser deutsche, typisch schwäbische Mann, dem die alte bürgerliche Kultur unseres Südens mit ihrer eigentümlichen Mischung von Veronnenheit, Gemüt, Ehrbarkeit, Rechtchaffenheit und herber Willenskraft eine sichere innere Führung gibt — dieser hartgeschnittene, nach innen gewendete Tatmensch mit seinem stillen Ernst und seiner mutigen Ehrlichkeit, seiner gelunden, reinlichen Sinnlichkeit, seiner tiefen Erfahrung ist uns ein Beispiel des autoritativen und aufkommenden Menschen. Der Gipfel seines Wesens breitet sich in das höhere Menschentum, die Wurzeln gehen in den Boden der Heimat. Seine Bücher sind Niederschlag des Erziehungswerts an seinem eigenen Leben, so wird er aber uns allen zum Erzieher. Ein Erzieher zur Mannhaftigkeit. Arzt, hilf dir selbst, heißt seine Losung. Wahrlich: Arzt, Gärtner, der in dem verwilderten Garten der deutschen Seele einhergeht, frange Reisklein entfernt, geknickte Schöcklinge wieder aufrichtet und schwächliche Stämmchen stärkt und stützt.

Emil Strauß / Am Ruder. (Ein Nachtstück.)^{*)}

Ja, aus einer Zeit will ich ein Stücklein erzählen, da man das Trockene noch nicht sah und es finster war auf der Tiese.“ Wir schwammen; aber es sollte die letzte Nacht sein und Morgens sollten wir endlich an Land gehen. Ueber eine Bank des Hinterdecks hatte ich mir meine Reisecke gebreitet; doch zu schlafen gelang mir nicht: die Augen blieben offen und starrten in den funkelnden Himmel hinauf und fanden es höchst sonderbar, daß die ewigen goldenen Sterne so hurtig um diese ärmliche Mastspitze herumtanzen. Zum erstenmal auf der langen Fahrt reizte und ärgerte mich der Anblick; schloß ich aber das Auge, so hüpfen und taumelten sie noch zehnmal betrunken herum, als hätten sie gar vergessen, wie

ehrbar und unbeirrbar sich die ewigen Sterne sterblichen Menschlein gegenüber zu betragen haben. Es wurde mir widerlich, da droben auch so krumme Bahnen, Ritzadweae und vielmäßige Sprünge entdecken zu müssen — zu müssen! denn so neugierig bin ich gar nicht! bin schon an manchem Vorhang vorbeigegangen! habe an meinen Sprüngeaen genug! Ach fuhr empor, stredte mir eine der schlechten Raaretten an, die ich im stinkigen Hafen von Santos einem im Krämerboot unsern Dampfer umkreisenden Neaer abachandelt hatte, und wandelte hin und her.

Ach schien das einzige Lebendige auf dem Schiff zu sein. Herrenmäßig schritt ich vom erhöhten Hinterdeck über den

^{*)} us Menschenweae Erzählungen von Emil Strauß. Im Verlag von S. Fischer, Berlin, in dem sämtliche Werke des Dichters, also auch der bei dieser Gelegenheit besonders empfohlene Roman „Der nackte Mann“ erschienen sind.

nur der Mannschaft zugunsten Verbindungsstege vor nach der Kommandobrücke, wo der mulattische Steuermann in dunkler Einsamkeit sein Rad drehte. Ich sah hinunter auf's Zwischendeck, wo einige Auswanderer herumlagen und schliefen, oder hinauf zum Orion, der vom Osten her alle Sternbilder weit überstrahlte, und suchte das ärmliche Kreuz des Südens auf, das vielaerühmte, das an dem großen, schwarzen Fleck daneben, dem sogenannten „Tintenleck“ von der Gestalt Südamerikas, nicht unschwer zu erkennen ist; oder ich neigte mich über Bord und vergaßte mich noch einmal in das zauberhafte Leuchten und Kimmern, in das bläuliche und rosa glühende Gold, mit dem die vom Dampfer aufschreckenden Wellen seinen schwarzen Leib bespülen; in zitternden Kolonnen drängen sie sich dann von dem Störenfried ab und schräg nach hinten und ihre Pracht ist dahin.

Einmal trat ich zu dem feuernden Mulatten, bot ihm eine Zigarette, die er sich gemächlich anzündete, und fragte, wann wir ankommen würden. „Bem cedo! Cedinho!“ sagte er, schläfrig gähnend, und ich wußte schon genau Portugiesisch, um nicht bloß manchmal etwas fragen, sondern ab und zu sogar eine Antwort verstehen zu können, und bekam im Weiterwandelndem heraus, daß „bem cedo“ „sehr früh“ heiße und „cedinho“ wohl eine Koseform sei, die das Schreckhafte des Begriffs zu mildern habe.

Es war nicht viel später geworden, da fiel mir auf, daß wir langsamere liefen; ich dachte, der Kapitän habe wohl die Absicht, erst mit dem lichten Tag einzufahren, und bedauerte es in meinem widerspruchsvollen Herzen. Mir hätte es behagt, wenn unsere „Olinda“ sich wie ein verpätetes Geipenst in der zweiten Morgenstunde zwischen den anderen Schiffen in den schlummernden Hafen hineinreihete hätte und dann selbst eingeschlafen wäre bis zum Tag: — als der einzige Wache wäre ich hin- und hergewandelt, hätte mich mit den Schatten der Schiffe verständigelt, hätte mich in die dunkle Masse der Stadt drüben vertieft, bis ich mir aus den Richtungen der Laternen einige Straßenzüge, Plätze und endlich die ganze verhorraene Stadt gezeichnet hätte; von der seewärts gelegenen Seite hätte ich zurückgeschaut auf die nun so stille, sternspiegelnde Fläche und von all den Spiegelungen geträumt, die bei Tag und Nacht drüber hinweg, deren jede ihren Narren findet — von den Spiegelungen, denen ich nachsaate, nachsaete, nachsaeten werde, so lang ich ein Auge habe, das sich berauchen, und ein Herz, das sich verzücken will, und da wäre manches Licht, mancher Schein und Spiegelblick, der fern schon hinterm Horizonte dem Schlunde der Vergessenheit ausluderte, wieder aufleuchtet am Meeresrande und schon und seltsam und so verheißend auf mich los und hätte eine Goldfische über's schwarze Meer gezogen, her zu mir durch die Nacht, und ich hätte mein Auge hineingetaucht, verliebt wie sie, und hätte meine Hände dran gewärmt und mit ihm geüffelt wie ein Kind und wieder nicht gealaubt, es sei Trug: es kam ja über's Meer wie der Herr —

— und auf einmal wäre das Meer wach gewesen und hätte sich sanft geredet wie ein Schwall verregener Wellen, und fern dahinter im Dunkeln wäre das rote Sonnenauge emporkommnen, behutsam, neuarieria herüberlugend, höher und höher — und nun Ade ihr Leben, lauen, atemwelchen Nachtlüfte! und auf der andern Seite hätte sich schon meine Hafenstadt geionnt mit ihren hellen, niedrigen Häusern, mit ihren Kokosbäumen und araken, fremden Bäumen — und es wäre eine unerträglich warme Sonne gewesen, ein Herzklopfen, eine Ungebuld — eine Ungebuld, in die Zukunft hinüberauspringen —

— wenn nicht der Dampfer immer langsamere gekommen wäre und sich träg und schwer geishaukelt hätte, wenn nicht ein Pfeifen und Schreien und Mannschaftsaelauf entstanden und endlich gar der verschlafene Kapitän erschienen wäre! Der schimpfte, drohte, schrie, rannte hin und her, verschwand im Maschinenraum, schrie dort, kam wieder, schrie weiter. Die Matrosen lachten ganz aleichgültig, ließen gemächlich einen Anker ins Meer rasselnd und plauderten, bis der Kapitän nach einiaem Umherstehen wieder verschwunden war: dann verschwand sie nämlich auch wieder.

Das Schiff lag fest. Ich trat zum Steuermann, der gerade seinen Posten verließ, und fragte; höchst gleichmütig gab er mir Antwort, und ich verstand wenigstens, daß der Heizer geschlafen habe; dann streckte er sich die Zigarette an, die ich ihm bot, wünschte mir gut zu schlafen, und ging in seine Koje. Ich stand da und schüttelte meinen doch ein wenig deutsch disziplinierten Kopf. Einige von den Auswanderern waren nun aber auch durch den Lärm wach geworden, kamen und fragten mich, was los sei.

„D, weiter nichts“, gab ich zur Antwort, „als daß sie nicht gerne des Nachts in den Kafen einschlafen, und wir drum jetzt ein paar Stunden liegen bleiben.“

Wo die Ankerkette ein geüffert hat, meen ich als schon, es war! Was en Kofh! For was hat der Alte so gefrischen?“ fragte der Bruder Pfälzer.

„Sie hätten besser aufpassen sollen!“ gab ich zurück.

„S nächste Moll!“ lachte er und ging wieder schlafen.

Ich wandelte wieder mit meinen Gedanken auf und ab; seltsam tönte mein behutsamer Schritt durch die Stille; das

Schiff wiegte sich sanft und drehte sich langsam um den Ankerpunkt, so daß ich jedesmal, wenn ich am Ende des Schiffes aufschaute, ein anderes Sternbild vor mir erblickte. Sonst sah ich auf das Verdeck nieder, so starr und steif, als drückte mir einer den Kopf herab, und ich sah durch das starkbohlige, wohlverpichtete Verdeck hindurch und sah sie drunten liegen, die vierhundertundsiebenundsechzig Einwanderer, und schlafen und hörte sie schnarchen und stöhnen und im Schlafe pappeln und mühte nicht lachen und noch ihren Gestank nicht. Zu Hause, auf dem mütterlichen Boden krumm und frühweil gearbeitet, enttäuscht und geüffert von Jahr zu Jahr, zu Schanden geschunden, hatten sie sich endlich mit Schmerzen losgerungen, noch einmal eine Hoffnung gepflanzt, noch einmal eine Zukunft sich ausgeträumt und es gewagt, und nach langer, langer Fahrt schliefen sie nun drunten auf dem Traum dieser Zukunft, und heute war er weicher als je: heute in der letzten Nacht der Vergangenheit, im Schlafe sollten sie ja zur Schwelle des Wunderlandes hingewiegt werden — und nun lagen sie fest an einer Kette auf hoher See, weil die Mannschaft im Dienste der Republik eingeschlafen war, und träumten weiter von der neuen Heimat im Urwald, wo das ganze Jahr durch die fertigen Christbäume wachsen, voll frischer Leberwürste, Kastanienküchlein und Habanazigarren, wo man die Heizenmännlein nur noch nötig hat, um die feinen Sachen von den Bäumen zu holen, wo dem Menschen bloß die einzige Mühe bleibt, mit alldem Guten fertig zu werden. Hätte der Heizer in der Schlaftrunkenheit überheißt, so wären sie stracks in ihren Himmel geflogen und hätten ihn noch schöner gefunden als im Traum! Nun lagen sie ahnungslos fest, vor dem letzten Schritt: wenn sie es wüßten, wenn sie die Ursache wüßten — welche Angst! welch gottserbärmliches Gejammer! Ja, wir liegen auch einmal fest und könnten ebenso gut in die Luft fliegen und ahnen nichts davon; schalkhaft wiegt sich das Schiff, die Wellen sichern am Bord und machen sich lustig, der ganze funkelnde Himmel geht drum herum, beäugt es von allen Seiten, und seltsam tönt der behutsame Schritt des Wissenden —

Ich trat an den Kompaß. Die Messingtafel darüber war halb offen, die Magnetenadel ging langsam, nur manchmal stockend, wie ein Uhrzeiger auf dem weißen Blatt herum. Ich lächelte und mühte zusehen, und im stillen Hintertzen auf den wunderlichen Gang verlor ich den Grund der Drehung, ich verstand auf einmal nichts mehr, es ward mir sonderbar unsicher zu Mute: ich glotzte in den klaffenden Naden der mattblinkenden Messingtafel hinein, auf den umgehenden Zeiger und dachte immer: Du sollst doch stillstehen! Aber er drehte sich und drehte sich — und ich, drehte ich mich nicht auch? Ja, ich alete im Kreise herum, fiel mir jetzt ein, und ich stehe doch ganz still vor diesem Kompaß, der sich auch dreht! — Blödsinn! die Nadel, die sich da drinnen dreht, dreht sich ja gar nicht! die ist ja an beiden Enden festgebunden, rührt sich nicht, ättert kaum, es zuckt nur in ihr! sie allein im ganzen Schiff ist unbewegt! Wie ihr wohl sein mag bei dieser seltenen Art von Anariss auf ihre Ruhe? Sonst ist doch nur ab und zu ein Zug nach rechts und links; nun aber geht alles im Kreise herum und will sie mitreißen, doch sie muß feststehen! Wie kann sie das? wird ihr nicht schwindlig? Reist es ihr nicht alle Kasern wund? — Mir wurde bang vor dem unheimlichen Ding, ich lauschte und schaute so gespannt, als hinge mein Heil davon ab, und atmete kaum — und fühlte plötzlich einen kühlen Hauch von allen Seiten, und mein Herz sprang auf und laute, ich fuhr herum und forschte überall hin mit fabriker Hast, alles ättert an mir; nein, das Pitternde hing um mich herum wie ein Gewand, das sich im Winde regt, es war, wie lodende Luft einen ätternnd betastet. Ich suchte und fand nichts und bruttelte ärgerlich: „Was soll nur das wieder sein! So Dummheiten!“ Ganz als hätte ich es mit einem Witzhüter zu tun, der mir in den Naden blies und, bis ich mich umdrehte, unter der Bank verschwunden war.

Behaaglich fühlte ich mich nun gar nicht mehr; aber ich schämte mich und blieb erst recht stehen, sah wieder dem Kompaß zu und brummte:

„Unfinn mit dem Geblase! Salten wir uns an das Reale und Greifbare! Es ist ja nicht weniger absurd, Kompaß, schäme Dich! Gib Dich nicht zu solchem Betruga her! Darfst Du Dich durch einen pflichtvergesenen, verschlafenen Heizer um den Ruhm exakter Haltung und Unentwegtheit bemogeln lassen? Die Sterne da droben wandeln und, wenn sie einmal auch taumeln und tanzen, so ist das nur ein anderer Modus; aber wonach sollen Herz und Wille des wandelbaren Menschen sich richten, an welcher Festigkeit sich aufrichten und festhalten, wenn das Unbeirrbarste auf der Welt plötzlich herumrast wie ein drehranker Schafkopf? Wehe! We — Herrgott von Bentheim! was ist denn das?!“ Wie ein Blattlein im Winde wirbelte es mich herum bei dem neuen Hauche: es war nichts zu finden; Wind ging nicht, Fledermäuse gab es nicht, und doch hatte es geblasen, geweht, gehandelt. — „Sieh, Kompaß! wenn es mich anweht, wie soll ich erkennen, wohin es mich wehen will, wenn Du mich verlässest! Das ist ein Betruga und ein Unfinn, ein plumper, allzu plumper Betruga! Wenn Du nicht scheinst, was Du bist — wozu bist Du dann? Muß ich — ich — ich Dich dazu zwingen? — Gut!“

Ich ging nach vorne an's Steuer, fakte wüthig den „Migel“ des Orion ins Auge, packte das Rad mit Macht und knirschte: „So, Bestie, nun bleibst du einmal schön ruhig liegen! altes rappeliges Fuhrwerk!“ und in der That, das Steuerrad rührte sich nicht; aber langsam und feierlich, so langsam wie es nur Geistern möglich ist, schwebte mein Richtungsfahrer, langsam, langsam hinter dem Mast durch. Voll Wut riß ich nun aus Leibeskräften am Rad, schwer und widerpenstig gab es nach, und durch das ganze totenstille Schiff nach hinten wanderte ein Knarren, Kreischen und Rasseln, daß ich erschrocken die Griffe losließ, einen Satz zur Seite machte und mich unter einem Rettungsboot im Schatten zusammenkauerte; aber weder Kapitän, noch Steuermann, noch sonst Einer kam, es blieb so still, wie es nur sein kann, wenn man auf etwas lauert, ich schämte mich über meine dumme Anmaß, es könnte jemand an dem gewohnten Geräusch der Steuerkette aufwachen, ich kroch hervor, ging mit entrüsteter Grobhartigkeit dröhnenden Schrittes wieder an das Rad und drehte forsch und ohne Rücksicht drauf los. Allein die Sterne standen nicht still, einer nach dem andern, auf den ich stiel, alitt durch die Linie des Mastes hindurch und nur, wenn ich einmal einen besonders heftigen Ruck tat, schien einer zu zögern und sich zu besinnen; und als ich es umgekehrt versuchte und in der andern Richtung drehte, war mir, als schwebte das Schiff noch leichter herum. Ich arbeitete hin und her, war lustig und mutwillig über meinem Spielzeug, und da mir das Schiff doch nicht gehorchen wollte, gab ich mich mehr und mehr der musikalischen Steuerkette hin: ich ließ sie einknien und langweilig rappeln wie eine Gebetsmühle, ich ließ sie entleert aufkreischen wie ein altes Weib, das der Tod stutzt, wimmern wie ein bestrafte Kind, schnarren wie einen Gardeleutnant, ich ließ sie höhnen und knirschen wie einen Galeerensträfling und zwischen hinein auch rasseln wie eine tüchtige alte Steuerkette. So war ich wonnevoll vertieft in das Studium meines neuen Instrumentes, da hörte ich hinter mir ein breites, blödes Lachen und erschrak in meiner Lust durchaus nicht über den unerwarteten Ton, sondern wandte mich erst um, als er noch einmal kam: hinter mir stand der zu den italienischen Auswanderern zählende Trottel und lauschte mit verzücktem Grinsen den eben verklingenden Quitschönen der Kette.

„Daaa —“ lachte er mich zärtlich an, ließ den Mund weit offen, als hörte er durch diese Oeffnung, und deutete mit dem Daumen nach der Gegend zurück, wo das Geräusch erscholl.

„Ja gelt, Alterle, ich kann's!“ rief ich stolz. „Höre nur, Du Glücklicher unter den Sterblichen o Du Hohn auf den Menschen, hörst Du? Heut das nicht wie die dreihundert Kühe, als ihnen Simon die Schwänze anzündete? Ja, siehst Du, ein Steuer ist zu mancherlei Dingen nützlich.“

Er lachte wieder und lachte etwas, mühselig und klanglos wie ein Taubstummer, trat heran und griff in die Speichen.

„Freund, höre mich nicht! Ich bin durchaus noch nicht fertig! Du weißt ja: erst der Herr und dann's Geschirr!“ sagte ich autmüthig und drehte weiter; er aber hielt das Rad an. Da gab ich einen mächtigen Ruck, daß ihm die Griffe aus der Hand fuhren und ihm die Finger zerbrachen, und schrie: „Weg da! Das ist doch nichts für so einen Nazi! Weg ins Bett und nimm den großen Behen als Puff ins Maul!“

Aber da hatte er stöhnend mich schon am linken Arm gepackt, ich fühlte eine unheimliche Kraft aus seiner Hand und sah sein Auge bössartig aus dem dunklen Gesicht glühen, und das weiße Tuch, das er alatt wie eine Haube um den Kopf geschlungen trug, war unbarmherzig in seinem kalten Glanze. Ich dachte, „Jetzt spukt's; gut, daß ich schwimmen kann!“ hieß ihm einwillen aber mit den Knöcheln der rechten Faust eine Wohlgezielte auf das Handgelenk, daß er, brüllend wie Polypheem, mich losriß und die Hand rief. Auf weitere Kraftproben konnte ich es doch nicht ankommen lassen und dachte flink zu entweichen, aber sofort war er mit jenem erschreckhaft fallenden Schreien hinter mir drein und mußte mich gleich haben, und dann: auf! Nacht! — da ließ ich mich plötzlich vor seinen Füßen zu einem Knäuel zu Boden sinken, daß er, nicht ohne mir mit dem Knie fast den Kopf einzuschlagen, über mich stolperte, mit voller Wucht aufs Gesicht stürzte und auf dem alatten Boden noch ein paar Schuh weiterschüttelte. Derweil knirschte ich nach rechts, alitt unter einem Rettungsboot durch, auf das ich mich von der Aukenseite hinauffchwang, und nahm, um eine Waffe zu haben, einen Schuh ab: so ein Absatz zieht schon! dachte ich; denn das Hin- und Herwiegen des Bootes mußte mich ja dem Fbioten verraten. Aber aufatmend hörte ich, wie er ungebärdig schrie und lachte, bruttelnd hin- und herlachte und endlich über die Verbindungsbrücke nach hinten rannte.

Wie in einer schwingenden Hängematte lag ich auf der geteerten Leinwand, mit der das Boot zum Schutz gegen die Bitteruna überzogen war, rief mir die Beule am Hinterkopf und ließ Herz und Lunge sich beruhigen. Dann mußte ich laut hinauslachen, so hell vergnügt wie nur je nach einem Studentenreich und dann sah ich wieder die Sterne unaußhörlich um die Mastspitze schwanen und rief: „Ihr habt aut tanzen! Ihr habt aut tanzen! Ihr hört die Pfeife!“ und verank in ein Nachdenken über mein sonderliches Abenteuer und sah auf einmal wieder den Kompaß, aber er war riesengroß und drehte sich, kreischend, wie eine ausaeleierte Windfahne.

Ob ich in meiner Wiege sanft einschlief, hörte ich es wieder plump durchs stille Schiff und über die Laufbrücke stolpern, an das Ruder treten und blöde lachend schalten. „Wer kann es besser?“ dachte ich müd und schleppte die rappelnde Kette noch in meinen Traum hinein.

Emil Strauß / Aus dem Roman „Der nackte Mann“.

Der Markgraf war wie gewöhnlich früh aufgestanden. Schon seit Tagen fühlte er sich so frisch und beweglich, daß er morgens sofort zu Pferde stieg und sich dem nur noch selten möglichen Genuß eines immerhin mäßigen Rittes hingab. Da ihn sein Weg heute in die Nähe des markgräflichen Steinhofes führte, so bog er ein, um den Pächter nach dem Ausfalle der Kartoffeln zu fragen. Ein erster Versuch mit dieser neuen Pflanze war im vorigen Jahre wohl infolge der großen Mäße nicht sonderlich geallt; nun war der Fürst bezieheria, zu hören, wie es in diesem sonnigen gewitterreichen Jahre stände. Der Pächter zeigte ihm einen dunkelgrün bebüchten Streifen Landes, der zwischen zwei Stoppelfeldern über eine Erdwelle lief, und sagte, er habe diesen unaleichen, bald lehmiagen, bald sandiagen, hier trockenen, dort feuchten Boden bepflanzt, um zu erproben, welchen die Kartoffel bevorzuge; denn im vorigen Jahre habe ein sandiager Abhang, wo bei der Aussaat verschiedene Knollen verforen geangagen seien, die einzigen guten Früchte ergeben.

Der Fürst ritt zu dem Acker hin und sah über das im niedrigen Sonnenschein seidia schimmernde Grün und sprach nachdenklich:

„Am Sande —?“ Er sah die sandiagen Rheiniederungen mit seinem knieohen Gebüsch überzogen, zu Fruchtgärten umgeschaffen. Erarriffen schwica er eine Weile. Dann sprach er in Unaeduld:

„Grabe nach! Zeige mir die Knollen!“

„Reitia sind sie jetzt noch nicht“, erwiderte der Mann, indem er zur Sade griff; „erst muß das Kraut abstehen. Aber essen kann man sie schon.“ Er wühlte die Erde um und die Knollen rollten hervor, rotta, fast wie lebendiges Fleisch; er nahm die ansehnlichsten, wischte die anhängende Erde ab und reichte sie dem Herrn hin.

Dieser drückte sie, roch daran, wo sie in der Hand und hieß den Reittknecht das ganze ausgegrabene Häuflein mitnehmen.

Seinen Gedanken sich überlassend ritt er weiter und lenkte zum Schloß Gottesau hinüber, den Bau wieder einmal

zu besichtigen. Dieser machte ihm Schmerzen. Der Einriff in die Mißwirtschaft seines Valters, des Markgrafen Edward Fortunatus von Baden-Baden, die Besetzung der verpfändeten Markgrafschaft awana zur Unterhaltung eines kostspieligen Heeres, die Ordnung des ausgefallenen Landes erfordernde Opfer, die es noch lange nicht wieder einbringen konnte, und so mußte er mit den Einkünften aus der unteren Markgrafschaft Baden-Durlach für die Bewaltung beider Markgrafschaften aufkommen. Das ging fast über seine Kräfte. Und darin alich er den Besten seines wohlwollenden hilfsbereiten Geschlechtes, daß er sein Volk nicht pressen und ausquetschen konnte, daß er mehr darauf sann, wie der Fleiß der Untertanen zu beleben und förderlich zu lenken, als wie der Ertrag in die Kasse des Landesherrn zu leiten sei. Er träumte von einer behäbigen, zufriedenen Bevölkerung, der die Abgaben leicht würden, und so arriff er in dieser Schwierigkeit nicht nach den Taschen der Bürger, er verzichtete zunächst auf die stolze Herrenlust, auf das Banen. Schon raaten die Mauern des Schlosses Gottesau mächtig in die Höhe und ließen ein prächtiges, wohlabaewogenes Werk ahnen, da mußte der italienische Architekt und die meisten Arbeiter entlassen, die Mauern, damit kein Verfall eintrete, mit einem Notdach abgedeckt werden, und nur ein Werkführer war mit wenigen Arbeitern beschäftigt, das untere Geschloß in leidlichen Stand zu setzen, so zwar, daß für eine künftige reichere Ausgestaltung nichts verdorben sei. Der Markgraf erparie es sich nicht, von Zeit zu Zeit nachzusehen, so vorwurfsvoll, so unerträglich ihm der Anblick des niedrigen, gestreckten Mauerflozes mit seinen Vorsprüngen, seiner Zufahrt zu dem säulenbeschmückten Tor, seinen verfallenen Fenstern und leeren Mägen auch war.

Er umritt es und durchschritt es, er wandelte allein durch die Gänge, Säle und Zimmer, durch deren breiterverfallene Fenster nur wenig Licht eindrang, er stand, prüfte und träumte es fertig, er gedachte der Zukunft, da er, um andere Bärten erleichtert, hier weiterschaffen könnte, bis es mächtig in die Höhe raate, anwärts und abwärts ins Land anlaend.

Er drang in alle Winkel und blieb endlich vor einer schweren, roh angebrachten Thür stehen. Er fühlte plötzlich sein Herz hämmern und wollte umkehren. Er bezwang es und trat trotzig auf die Thür zu. Als er aber den hölzernen Pflock ergriff, mit dem sie geschlossen war, da rann ihm der Schauer über den Rücken, er fühlte sein Haar sich stellen, er sah durch die geschlossene Thür wieder jenen Mönch in der schwarz-weißen Kutte sich aus dem Hintergrunde des Raumes erheben, die Arme und Knochenfinger weit ausbreiten, aus fürchterlichem Totenkopf ihn anstarren und mit vorstokenden Händen nach ihm laugen — und wie damals eilte er, von Entsetzen ge- zittert, ins Freie, in die warme Sonne.

Er schloß sich in der Nähe der Arbeiter nieder, das Grauen verrinnen zu lassen und seinen Schweiß zu trocknen. Unweit ein Feuerlein bemerkend, über dem ein welscher Maurer die Polenta kochte, trat der Fürst näher, befaßl seinem Knecht, mehr Holz anzulegen und in dem Krusse der glühenden Asche einige der mitgebrachten Kartoffeln zu rösten. Er setzte sich ans Feuer, unterhielt sich mit dem Stallener und teilte ihm, als die Kartoffeln gar waren, wie auch dem Knecht und andern in der Nähe Befindlichen von dem seltenen Leckerbissen mit. Verzehrt und befriedigt stieg er dann zu Pferd.

Der kleine Erfolg mit der Kartoffel hatte seinen Geist wieder gänzlich freigemacht. Er war guter Dinge und voll Hoffnung. Er empfand die ihn umgebenden Widerstände leichter und war zugleich geneigt, sie sich leicht zu machen. Am Suchen nach Mitteln zum Weiterbau fiel ihm der immer dringendere Wunsch des Herzogs von Württemberg ein, die Remter Besitzheim und Altensteig, alten Rähringer Besitz, zur Gebietsabrundung zu erwerben. Der gute Freund und Nachbar! Er nutzte natürlich den Moment, wo der Markgraf in allen Richtungen Schwierigkeiten hatte und die Gunst und Hilfe eines evangelischen Fürsten keinesfalls verächtlich durste! Was war zu machen? Was blieb ihm übrig? Er mußte — mußte! Und was galten ihm schließlich Besitzheim und Altensteig, wenn die Markgrafenschaft Baden-Baden daheen ins Spiel kam! Die durste nicht verloren gehen. War sie erlöst, so konnte in kommander besserer Zeit der Verlust jener Remter durch Erwerb anderen Gebietes aufgewogen werden. Jetzt war Geld und gute Nachbarschaft hoch vonnöten.

In diesen Gedanken war er durch das Hienleinster in Durlach eingeritten; er ließ sich aber durch das Leben der Stadt und die Grüße der Bürger nicht führen, und erst, als er, im Schloß angekommen, die riesige Rampe hinaufritt, die ihm das beschwerliche Treppengehen sparte und bis in das Obergeschloß zu fahren gestattete, da riß die Kette seiner Erwägungen und Berechnungen ab. Uebermüthig bestiel ihn der Gedanke, statt oben gleich abzusteigen, den Weg entlang bis vor das Schlafgemach zu reiten, in dem sich seine Gemahlin, die Kanaklärerin, gewiß noch auf dem breiten Lager dehnte. Es mußte entsetzlich den Klur hindonnern und schmettern und stürren, die Frau würde aus ihrem Halbtschlaf von Schrecken durchzuckt und von Grauen überrielt anfahren — Er würde sich vom Pferde sputen und hineinellen, um noch ihren entsetzten Blick, ihren bewußtlosen Schrei, ihren empörenden Leib aufzusaugen und die rasende Flucht ihres Herzes in seine ruhige Brust herüberzittern zu lassen. — Ruhig? — Er hegte schon. Ihr Anblick, nur der Gedanke an sie überkam ihn jeweils wie eine Schwäche: er verlor, was eben noch seinen Geist verlockt, seinen Ehrgeiz erhitzt, seinen Willen über seine Kräfte hinaus gespannt hatte, und was ihn nun erfüllte, war so einfach, erreichbar und darum tröstlich, der Wille, dieser Frau zu gefallen und sich ihrer zu freuen.

So war es gemein, als er sie vor achtzehn Jahren in Heidelberg zum ersten Male sah, die eben angetraute Gemahlin seines Freundes, des Pfalzgrafen Ludwig. Sofort hatte er sich der Vermählungspläne, mit denen er gerade umging, gänzlich entlassen, obgleich ja der Pfalzgraf bei guter Gesundheit, die Pfalzgräfin Anna eine treue Frau und er selbst von strengen Grundätzen war. Aber was sollte ihm ein anderes Weib, solange ihm dieses im Blute läge! Er war so von ihr beissen, daß er ihren Anblick nicht länger ertrug, sondern abreiste und den benachbarten Fürstentümern suchte. Und tief ward er betroffen, als nach einjähriger Ehe der Pfalzgraf Ludwig aus dem Leben schied: hatte er, der Markgraf, nicht manchmal eine schwache Stunde gehabt, wo er den Gedanken, sein beneideter Freund könnte frühzeitig sterben, nicht von sich zu weisen imstande war! Aber über diesen Vorwurf hinweg jubelte sein Herz, als er zur Beisehung nach Heidelberg ritt. Nun, selbst in der ersten Trauerzeit, war es ihm nicht mehr möglich, sich zu becheiden: er blieb einige Wochen am Neckar, um sich der verwitweten und, weil kinderlos, nun auch hier heimatlosen Frau zu nähern, und als er dann nach Hause zurückkehrte, nahm er die Sicherheit mit, in schidlicher Zeit um ihre Hand werben zu dürfen. Und mächtig war er er- reat und erhoben von der Güte Gottes, die seinen aus- sichtslos glühenden Wunsch mit so rascher Erfüllung begnadet hatte. Nach einem Jahre hob er Anna von Dürriesland oben am Portal — dem er jetzt auf der Rampe zuritt — als seine Gemahlin aus dem Sattel und war so wenig Herr seiner Regungen, daß er sie noch in der Luft Schwebende ungestüm

an seine Brust riß und ihre wie Rosenblätter aus dem weißen Gesichte glühenden Lippen küßte. Und so war die in kinder- loser Ehe lina und frisch geliebene Frau immer noch seine Ruhe und Unruhe.

Oben auf der Rampe stand schon ein Diener, um zu mel- den, daß die Markgräfin im Lusthause des neuen Schloß- gartens den Gemahl zum Frühstück erwarte.

Nun ritt der Fürst ohne weiteres die Rampe wieder hinauf und hinüber zum Parke. Es freute ihn, sich der geliebten Frau wieder einmal in freier Kraft und Frische zeigen zu können.

Die Markgräfin hatte sich in der nach vorn offenen Vor- halle des Lusthäusleins niedergelassen und wartend in die Morgenstille des Parkes hinausgeträumt. Aber die Wärme der noch niedrigen Sonne lina sich in dem kleinen Raume, die Frau empfand ihn bald als einen Käfig und blickte seh- suchtsvoll zwischen den weißen Säulen hinaus und nach dem viereckigen Rasenplatz hinüber, auf dem noch Baumkätzchen schwankten und dessen betautes Grün rote, blaue und goldene Funken in der beweateten Luft aufleuchten ließ. Da befaßl sie, einen roten Teppich mitten auf den Rasen zu legen und ein achtseitiges Felt darüber aufzustellen. Es unterhielt sie, von ihrem Plaze aus die Leute drüben arbeiten zu sehen und ihnen ab und zu einen Befehl zurufen, bis das weiße, gelb und rot gefütterte Leinwanddach ganz nach Wunsch da stand und die Seitenwände zusammengerastet und in schweren Knoten um die Stangen aufgewunden waren, so daß die frische Luft frei unter dem Felt durchstreichen konnte. Mitten hinein wurde ein Sessel gestellt, und dann mußten sich Damen und Diener entfernen.

Die Fürstin betrachtete eine Weile das einladende, nun schon so verlassen erscheinende, träumerweckende Plätzchen und mußte an Rittergeschichten denken, an Amadis und den rasenden Roland, an die Liebesnot irrender Ritter und Damen. Canasam erhob sie sich, stieg die Stufen hinauf und ging in der wohlthätigen frischen Luft hinüber zu dem Rasen- bezirk, sie raffte mit der ringelfelnden weißen Hand das verlarvete Seidengewand auf, daß nur noch eine geringe Schleppe rauschte und die Taubstiege von den Gräsern wischend, eine grünere Spur durch den Rasen zog. Sie schmiegte sich bequem in die Kissen des Sessels und dachte an traend eine verratene, im wilden Walde ausgesetzte Frauentruend, die von einem vorbeitrenden Ritter befreit und gerächt und im fochen- den Funabrunnen neuer Liebe wiedergeboren wird — sie träumte und wartete.

Aber kein Ritter brach blank durch das Dickicht, es blieb still, selten klara eine Vogelstimme; von fernen Neckern, wo gepflüht werden mochte, drang das Gekreis der Krähen her. Die Markgräfin wurde des Wartens müde und, als sie hinten im Parke Kinderstimmen hörte, da rief sie:

„Kuckuck! — Kuckuck! — Kuckuck!“ aber auf die näher- kommenden Antwortrufe der Kinder schwieg sie; den Kopf senkend, schaute sie in den Schoß und reate sich nicht.

Sechs oder acht Mädchen und Knaben verschiedenen Alters tauchten, laut streitend, aus dem gegenüberliegenden Park- dickicht, blieben aber, als sie die Fürstin scheinbar schlafend im Felt sitzen sahen, verstummend stehend. Dann flüstereten und sicherten sie, schlüchtern näher und hielten in andächtiger Entfernung vor dem Felt. Sie stieken einander mit den Ellbogen schüttelten die Köpfe, zuckten mit den Achseln, nickten und schauten dann wieder die ruhende schöne Frau an, die Mädchen voll Bewunderung, die Buben voll Sehnsucht und Verwirrung.

Da gab der junge Reischach dem Freistett, dem die Fürstin gern mit der Hand in die dunklen Locken fuhr, einen kräftigen Stoß in den Rücken. Der zierliche Knabe taumelte vor- wärts und suchte sich erst mit überraschenden Gebärden zu stemmen; gleich aber überließ er sich dann der Kraft des Stoßes, lenkte geschmeibig seinen Körper und brach schlieflich gerade vor den Füßen der Markgräfin mit beherrschter Be- wegung in die Knie. Dennoch etwas bana, erhob er seine Augen zu der Fürstin, beagnete aber nur einem ruhig prüfenden Blick und zufriedenen Nicken.

„Das war schön, Freistettchen!“ sagte sie, „das war gut gemacht.“

Er ward rot, blinnte zu Boden und ergriff in plöylicher Beweung den Saum ihres Gewandes.

„Nicht!“ sprach sie rasch und reichte ihm ihre Hand, die er doch kaum mit seinem Kusse zu streifen wagte.

Unterdesen waren nun auch die andern Kinder her- gestürzt, aufs Knie gesunken und hächelten nach der Hand der Markgräfin. Reischach, in der Meinung, Freistett könnte nun zufrieden sein, wollte ihn beiseite schieben. Da kochte in die- sem der Horn über den vorigen Stoß des Geipiesen wieder auf, er umfaßte den andern mit den Armen, warf sich mit ihm zurück und ein Ringen begann. Die andern wollten wehren; aber die Fürstin befaßl, sie gemähren zu lassen, und schaute eine Weile zu, wie die jungen schlanken Körper sich auf dem roten Teppich hin- und herwälzten und einander zu über- mannen suchten. Dann abot sie Frieden.

Als die beiden Gegner mit hochatmender Brust dastanden, rief Reischach, das gelbe Haar aus dem Gesicht streichend:

„Ja — ich hätt' ihn aber schon noch untergekrigt!“
 „Das will ich erst einmal sehen!“ fuhr Kreistett von neuem auf.

„Aber ich will es nicht sehen!“ sagte die Fürstin ächelnd. Da senkten beide beschämt die Köpfe und traten auseinander.

„Tante —“ fragte Jakobea, „dürfen wir Euch nun zum Guten-Morgen die Hand küssen?“

„Ich möchte nicht schuld daran sein, daß das Faßer des Meides bei euch aufkäme, auch glaube ich, ihr könnt bei dieser Feierlichkeit immer noch lernen und euch vervollkommen; ich werd' es also über mich ergehen lassen müssen. Nur bitte ich mir aus, daß es jetzt mit Würde und ohne Brudermord abgeht!“

Mit spielerischem Veranlaßen nahm sie eine stolze Haltung an, lächelte hochmütig und huldvoll und beobachtete zugleich prüfend die Bewegungen der Kinder, die sich nacheinander mit Verbeugung, Anfall und Handkuss ihr näherten.

Darüber kam, seinen Herrn zu suchen, Hauptmann Gößlin des Weaes daher, blieb aber in der Entfernung tief anrückend stehen.

„Wir spielen Schule, Hauptmann. Ihr kommt doch nicht als Spielverderber?“

„So wenig, daß ich wünschte, mitspielen zu dürfen, Fürstliche Gnaden! ich habe nie eine so verlockende Heckenkühe erlebt.“

„Er scheint galant gestimmt“, fuhr die Fürstin fort. „Was meint ihr? wollen wir ihn mitmachen lassen?“

„Jawohl!“ rief Jakobea. „komm, Len!“ und sie lief hin und zog ihn am Arme herbei.

Eine plötzliche Schwere bekämpfend, trat er langsam näher, erwies der Markgräfin seine Reverenz, bog das Knie, neigte sich tief über ihre Hand und drückte gegen seine Absicht unwillkürlich einen heftigen Kuss auf die weißen beringten Finger. Eine aus der fernen Vergangenheit wieder aufstürmende Walluna des Blutes durchschüttelte und durchbraute ihn. Wie jung und alt war auch er einst von dem Reize des wenn auch nicht fehlerlos schönen, doch echt weiblichen liebesgemäßen Leibes und Weisens der Frau berückt, gerührt, verfolgt worden; dann hatte er gelernt, in ihrer Lust ruhig zu atmen, und nur selten im Laufe der Jahre schuf die Laune der Fürstin eine Laage, die ihn verwirrte. So hielt er auch jetzt noch einen Augenblick den schwindelnden Kopf tief gebeugt, ehe er sich zu erheben und in die schönen Augen zu blicken vermochte.

„Was nun?“ rief die Markgräfin, indem sie lächelnd von ihm wegschaute.

„Blinde Kuh!“ verlangte Prinzessin Anna, Jakobea's ältere Schwester.

„Das würde euch wieder gefallen!“ erwiderte die Fürstin. „Nein, nein!“

„Der Kuch geht rum!“ wollte ein Knabe. „Dah ich wieder die Prinael krieeael — ihr seid eine schlechte Bande — eine respektlose!“

„Frau Mutter, leih mir d'Escher!“

Das wurde genehmigt. Statt an Bäume stellten sich die Spielenden an die Stangen des Zeltes, das Laufen und Dasthen begann und die Kinder hatten ein besonderes Veranlaßen, wenn die Markgräfin im Spieleifer statt „Frau Mutter, leih mir d'Escher!“ nach ihrer heimattlichen Weise rief: „Verwechselt, verwechselt das Bäumchen!“ Kenprant aber konnte es der Fürstin nicht recht machen. Um nicht von ihr berührt zu werden, noch sie berühren zu müssen, ließ er sich nie von ihr fangaen und holte er sie niemals ein, sie mochte noch so langsam gehen. Drum schalt sie, er mache Ernst, statt zu spielen, bald auch, er nehme das Spiel nicht ernst. Und das würde ihr wohl rasch ihre große Lust an dem Necken und Triumphieren, Entaleiten und Zusammenprallen, Gewühl und Gekreisich verleidet haben, wenn nicht überraschenderweise Dufacklaw erschollen und der Markgraf einhergetratt wäre.

Er schwang anrückend den Hut nach dem Zelte, wo plötzlich alle stillstanden und nach ihm umschauten. Die Gemahlin lachte ihm verwundert entaage und freute sich darüber, wie hoch und frisch er auf seinem Schimmel saß, und wie das Tier auf dem dunklen Hintergrund der Buchenbede leicht und zierlich Kopf und Beine warf, den Schweif schnellte und mit den Hufen den Sand des verwundeten Weaes nach allen Seiten spritzte.

Der Markgraf stieg mit absichtlicher Gemächtlichkeit ab, umschritt prüfend langsam das Tier und klopfte ihm den Hals und erst, als er das Blut wieder richtig in den Beinen fließen und die Steifheit aus ihnen gewichen fühlte, überaag er es dem herbeieeilten Reitnecht, zog die Handschuhe aus und ging nun mit raschen Schritten auf die Gemahlin zu, neigte sich und küßte die Hand, die sie ihm entaagehob. Sie hatte sich geiezt und empfing ihn im Halbkreis der andern, jede Beweanna prüfend, mit leuchtenden Blicken.

„Endlich!“ saate sie und ihr vom Spiel leicht gerötetes Gesicht und ihre stark beweate Brust schienen ihm daselbe zu saagen.

„So und jetzt könnt ihr alle abkommen!“ sprach sie freundlich nickend zu den Kindern.

Nachdem diese den Fürsten bearückt und sich entfernt hatten, nachdem Gößlin auf später beschieden war, wurde ein Tisch gebracht und aufaetraagen; dann wichen die Diener auf Rufweite zurück.

M a r i a M a t h i / E r i n n e r u n g.

Eine Amfel schlug im Abendgrund,
 Bergher perlte hell ein Mädchenlied,
 Und der Wind im Walde wurde wach.

Friedlich schimmerte mein trautes Dach,
 Und des Abendgoldes guter Schmied
 Rahmte meines Gärtleins Weiß und Bunt.

Doch es kam der Nächte starke Braut,
 Hängte meinem Haus ihr Wappen vor,
 Hauchte meiner Blüten Schimmern blind.

Wieder schlief im Wald der müde Wind,
 Amfeschlag entschlüpfte meinem Ohr,
 Und am Berge barst der letzte Laut.

O t t o S p e e r / V o m R h y t h m u s d e s L e b e n s.

Trotz aller Wissenschaft, trotz aller technischen und geistigen Fortschritte, trotz aller scheinbaren Ordnung befinden wir uns auf allen Gebieten des Menschenlebens in einem chaotischen Zustand. Und doch sehnt sich unsere Zeit, die zerissen, kultur- und geistlos weiterhebt und forttaumelt, nach einer bindenden und ästhetischen Daseinsform, nach einem einheitlichen Weltgefühl und Weltbild, das die Triebkräfte von Wissenschaft, Religion und Kunst befruchtend zusammenfaßt, das logisch und tatsachenmäßig fest gegründet ist und doch aus den Tiefen des Lebens quillt. Was aber vorhanden ist an lebendigen Kräften wirkt zerstreut, richtungslos oder gegen einander; und die Stimmen der wenigen Muser, die zur Einkehr, zur Selbstbesinnung mahnen, verhallen unaehört im Lärm der Menae, die dem Aktivitätsstaumel, dem Nachtrausch, der Bier- und Herwirksamkeit unserer Zivilisation verfallen ist. „Sie wollen immer tun und nie sein.“ Dieses schlichte Wort Laaore's erhebt blisartig das Grundübel unserer kranken Zeit; wir haben Sein und Wirken getrennt, ja, wir fürchten uns vor dem Sein, als ob es das Wirken lähmen könnte, statt daß wir es erfassen als festgewurzelte im Ursein, alldurchdringend und alldurchdrungen, das in allem ist und in dem alles ist, statt daß wir es erleben als den Boden, aus dem alles Wirken organisch hervorstüßt, als das Feuer, an dem sich jede große Tat entzündet.

Wenn im folgenden vom Rhythmus des Lebens gesprochen wird, so soll damit nicht etwa der Weg zu unserem Sein

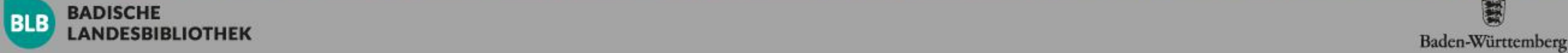
gezeit werden, vielleicht aber zetaen die Ausführungen einen Weg, der hinabführt in die dunklen Orkünde, wo geheimnisvoll die verschütteten Quellen unseres wahren Seins rauschen. Denn im Rhythmus haben wir die ursprünglichste Neuerung der Lebenskraft schlechthin, er ist tatsächlich das elementarste Lebensgesetz. Die Urkraft als solche, die die Materie durchdringt und sich in ihr in ewig wechselnde Formen kleidet, ist ihrem Wesen nach nicht erkennbar, nicht erforschbar, nicht wissenschaftlich zu analysieren. Wir fühlen und erleben überall ihr Da-Sein, dieses Gefühl kann sich zur Andacht, zum Glauben, zum Gottesbekenntnis verdichten, über ihr Wie-Sein als Urkraft können wir nichts aussaagen. Dagegen können wir die Neuerungen dieser begrifflich unfassbaren Weltkraft an eingeschalteten „Widerständen“ erkennen, ähnlich wie die an sich unerkennbare elektrische Kraft je nach den eingestellten Widerständen sich als Licht, Wärme u. s. f. äußert. „Die Art der Widerstände bestimmt die Art der Neuerung der an sich unveränderlichen Urkraft“ (Schleich, Von der Seele). Die Kraftfluten des Kosmos durchdringen die Materie, aus der Aktivität der Kraft und dem Widerstand, dem Nachgeben und Rückstöß, der Verdichtung und Ausdehnung der elastischen Materie entsteht der Rhythmus. „Der Rhythmus ist eine Art Kompromiß zwischen Kraft und Widerstand, ein harmonisches Spiel von Energieentfaltung und Hemmungstätigung“ (Schleich, ebenda). Der Rhythmus ist das Grundgesetz der Welt, nichts kann ohne ihn sein; alles Rhyth-

...ische, sollte es sich irgendwo zeigen, würde sofort hinweg-
...esest werden von dem laufenden Triebwerk des Weltalls,
...falls es sich nicht schleunigst diesem Rhythmus einfügte. Aber
...dieser Rhythmus ist nicht starr und gleichförmig; anders ist
...der Rhythmus der anorganischen Welt als der der organischen,
...und doch muß eines Tages der Sonderrhythmus des Draa-
...nischen aus dem Gesamtrhythmus des Anorganischen heraus
...sich entwickelt haben. Und auch im Draanischen muß das
...Motiv des Rhythmischen sich weiter gewandelt und entwickelt
...haben, vielleicht durch Weisfall oder Abwandlung der Gem-
...mungen, bis die Urkraft sich im Menschen das Instrument
...des Denkens schuf und in ihm zum Selbstbewußtsein kam.
...Goethe als Vertreter dieser dynamischen Weltauffassung
...ward nicht müde, diesen Gedanken immer und immer wieder
...auszusprechen. "Die Natur (als schöpferische Kraft) schafft
...hat keine Sprache und Rede, aber sie schafft Jungen und Herzen,
...durch die sie fühlt und spricht." "Alles, was wir gewahr wer-
...den, sind Manifestationen der Idee." "Die Ideenwelt ist nichts
...anderes als die schaffende und tätige Gewalt der Natur."
...Die Naturkräfte sind nichts anderes als die Formen desselben
...Geistes, der auch in uns selbst wirkt."

Uns locht hier die Frage, welche Formen das Motiv des
Rhythmischen im Menschen aneommen hat, und wie wir
aus seiner Kenntnis wieder den Weg finden können zu unse-
rem wahren Sein. Alles Leben ist Bewegung, und zwar
rhythmische Bewegung; also ist auch das ganze physische und
pindische Geschehen in unserem Leib und unserer Seele
dauernd abhängig von einem Rhythmus in uns, und dieser
Eigenrhythmus muß wieder in Harmonie sein mit dem Welt-
takte, dem kosmischen Rhythmus. Auf zwei Gebieten äußert
sich also der Rhythmus im menschlichen Leben: auf dem Ge-
biet des inneren Rhythmus, der sich im Stoffwechsel, im Wech-
sel zwischen innerem Aufbau und Abbau, in periodischen inneren
Sekretionen, in der Atmung, im Blutkreislauf und den damit
zusammenhängenden Kreifen der Nervenströme offenbart; und
auf dem Gebiet der Beeinflussung durch den äußeren kos-
mischen Rhythmus, durch Tag und Nacht, durch den Wechsel
der Monate, der Jahreszeiten und Jahre. Wir haben uns
daran gewöhnt, diese Rhythmi in und außer uns als eine
ebene, nicht weiter zu beachtende Größe hinzunehmen und
mechanisch über sie hinwegzuleben und hinwegzuschlafen. Es
wird sich aber bei der Betrachtung der einzelnen Gebiete zei-
gen, wie wir sehr wohl unser Leben natürlicher und reicher
ansprechen können, wenn wir williger als bisher auf diese
Gesetze hören und ihnen gehorchen. Zwar ist unser Wille
ohne Einfluß auf den Puls des Blutes, ihm gegenüber also
hinnebenes Sichgeschehenlassen die rechte Haltung. Aber auch
der Rhythmus des Herzens wird uns bedeutungsvoller wer-
den, wenn wir wissen, daß das Herz nicht bloß die mechanische
Pumpe ist, die das Blut durch den Körper treibt, sondern daß
seine rhythmischen Zuckungen auch für das Nerven- und Gemüts-
leben eine wichtige Rolle spielen. Schleich (Von der Seele,
Vom Schaltwerk der Gedanken) hat darauf hingewiesen, daß
von der richtigen Zusammensetzung des Blutstoffes, besonders
von der richtigen Durchleitung mit Hemmungsstoffen, die
Funktion der Nerven abhängt, daß die Aktion der Nerven-
ströme und der Hemmungsmechanismus, eine Art periodischer
Modulation durch den die Neuroglia durchströmenden Blutstoff,
maßgebend sind für alles seelische und geistige Geschehen, daß
die Zahl der Einzelwahrnehmungen (etwa 10), die wir sähig
sind in einer Sekunde zu empfangen, im Zusammenhang
steht mit der Ablaufzeit eines Herzpulses und den dadurch
bedingten Anschlußmöglichkeiten im Gehirn, daß wir also mit
unserem rhythmischen Spiel von Puls und Nervenaktion
einerseits und Sinnesindrücken andererseits so in den Rhyth-
mus des Ganzen einseitigt sind, daß unser Harmoniegefühl
direkt abhängig ist von diesem durch den Herzrhythmus be-
dingten Maß unserer Wahrnehmungen in Sekunden. Und
daß es sich hierbei nicht etwa nur um geistige Hypothesen
handelt, hat Schleich selbst gezeigt, indem er durch einfache
Reduktion aus dieser seiner Lehre seine eigene Methode der
schmerzlosen Operation erfand. Erst die wissenschaftliche For-
schung der jüngsten Zeit beschäftigt sich mit der Frage der
inneren Sekretionen, die eine so wichtige Rolle spielen für
die richtige Blutmischung, für das bestmögliche Kreifen der
Nervenströme und damit für den ungehinderten Ablauf der
geistigen und seelischen Funktionen. Der Forschung auf die-
sem fast noch unbekanntem Gebiete bleibt es vorbehalten fest-
zustellen, wie weit es möglich ist, die innere Sekretion zu
beeinflussen und zu fördern, und wie weit dies gechehen kann
durch Beachtung des periodischen Wechsels vom inneren Auf-
bau und Abbau, der sich taatächlich und periodisch in größeren
Zeitabschnitten in unserem Körper vollzieht. Sicher kann
schon sehr viel erreicht werden, wenn die Ernährung dem
Rhythmus des Tages sich anpaßt, sowohl hinsichtlich der Zeit
aus auch der Zusammensetzung und der Zahl der Mahlzeiten,
wenn der frische Aufschwung des Morgens nicht durch zu viele
und zu schwere Stoffe beschwert wird, wenn in der Pause
zwischen dem Aufsteig des Morgens und dem zweiten Auf-
schwung des Nachmittags im Mittagsbrot das Verlangen nach
aufbauender Nahrung befriedigt wird, ohne daß dabei das
Gleichgewicht zwischen Körperaufbau und Tagesleistung ge-

stört wird, wenn am Abend, wo der Tag seine Schwere erhält,
wo der Arbeitstag des Menschen und der Sonntag der
Erde im Ende zusammenklagen, auch der Mensch sich willig
dieser Schwere überläßt und seine Hauptmahlzeit einnimmt.
Wie weit auch die Art und Zusammenstellung der Nahrungs-
mittel den inneren Rhythmus beeinflussen, ist wissenschaftlich
noch zu wenig geklärt, da die Forschung erst in der jüngsten
Zeit angefangen hat, auf derartige Dinge zu achten, nachdem
sie bisher fast immer nur mit dem mechanischen Begriff der
Kalorien gearbeitet hat. Die Entdeckung der Vitamine ist
der erste bedeutungsvolle Schritt in dieser Richtung.

Während der Wille ohne Einfluß auf den Rhythmus des
Herzens ist, ist der Atmungsrythmus willkürlich beeinflussbar
und kann geändert werden. Und hier haben wir in der Tat
das Gebiet, wo wir bewußt abändernd, helfend und fördernd
in unsern Eigenrhythmus einreifen können. Das ist des-
halb besonders wichtig, weil wir im Atem die Eigenformel
der Persönlichkeit in kürzester Form haben. Wie sein Atem,
so ist das Leben des Menschen beschaffen, das individuelle
Selbst des Menschen ruht ganz auf dem Grunde des Atems,
Respiration und Regaluna, vor allem liebendes Ausschöpfen
des Atems wirken befördernd auf den Schritt des Lebens.
Alle großen Religionslehren wukten von diesem grundlegen-
den Werte des Atems und bauten den Geiswert des Atems
bewußt in ihr Ritual ein. Ueberall finden wir vorgeschriebenen
Körperstellungen gesprochen werden mußten, Übungen, die
dazu dienten, den Atem zu dehnen, ihm eine längere Dauer
und höhere Wirksamkeit zu geben. Denn, und das ist die
Anschauung, die zurunde liegt, im Ausatmen befreit sich der
Körper von unreinen Stoffen, weshalb besonders auf eine
vollständige Ausatmung größter Wert gelegt wird, worauf
nach einer kurzen Pause der Bestimmung und Verfertigung
dem eingeatmeten Luftstrom das Lebensprinzip, die Gnade
Gottes, in den Kreislauf des Körpers aufgenommen wird.
Das sind die zweiertei Gnaden, die nach Goethes bekanntem
Worte im Atemholen liegen, und für die wir Gott danken
sollen, wenn er uns prekt und wenn er uns entläßt. Es
handelt sich hier also um etwas ganz anderes als um Atem-
übungen, und die besonders in jüngerer Zeit zahlreich erschei-
nenden Atemlehren bleiben zumeist im Neuenlichen stehen:
sie können mit ihren mechanischen Atemübungen meist nur
einen Normalrhythmus einüben, dessen gesundheitlicher Wert
gewiß nicht unterschätzt werden soll, der aber nicht an das
Wesentliche rührt. Wesentlich ist vielmehr, daß bei allen der-
artigen Übungen der fremde Atemrhythmus fern gehalten
wird, daß der Mensch lernt, in die Tiefe seines eigenen Selbst
hinabzutauchen, seine eigene, individuelle Atemmelodie zu er-
lauten und sie so auszubilden, daß auch starke seelische und
körperliche Erschütterungen sie nicht mehr stören oder gar
unterbinden können. Die einzige Atemlehre, die diesen An-
sprüchen wenigstens einigermaßen genügt, und auf welche die
neuerdings zahlreich erscheinenden Atemlehren zumeist zu-
rückgehen, ohne es allerdings immer einzugestehen, ist die
Mazdanam-Atemlehre von Danisch, die sich bemüht, an Stelle
des üblichen kurzen, hastigen und oberflächlichen Atems den
bewußten Tief- und Daueratem zu setzen, der sich in einer
rhythmischen Ein- und Ausatmung von je 7 Sekunden Dauer
mit Zwischenpausen von je 3 Sekunden Dauer abledert. Auch
hier liegt, obwohl die Atemlehre von relativen Vorstellungen
betrachtet und getragen wird, die Gefahr nahe, daß der Schüler
über seinen eigenen Rhythmus hinwegatmet und durch die an
sich vorzählige Atem- und Harmonieübungen zur Aneignung
eines Normalrhythmus verführt wird. Dagegen bemüht sich
die Atemschule zu Rotenburg (an der Fulda), den Schüler auf
die Spur seiner eigenen Atemmelodie zu bringen. Verirrunen
und Durchkreuzungen von dem ihm wesentlichen Rhythmus
fernzuhalten und den einmal erfassten Atem dauernd fest-
zuhalten, auszubilden und zu festigen. Auch auf diesem Ge-
biet steht die wissenschaftliche Forschung erst in den Anfängen,
und doch kann erst das Zusammenarbeiten relativier Übung
und naturwissenschaftlicher Klarheit hier das letzte und tiefste Wort
sprechen. Gerade hier müssen wir uns besonders sorgfältig
vor dem Fehler hüten, der allgemein mit dem Begriff Rhyth-
mus verbunden ist, der Verwechslung von Rhythmus und
Takt, die auch Büchers sonst wertvolles und viel zitiertes
Buch über Arbeit und Rhythmus beherrscht. Bisher meint,
die Arbeit sei der Vater des Rhythmus und der Musik, wäh-
rend Schleich den Atmungsrythmus, die Grundlage unseres
ganzen Seins, auch als Grundlage für den Takt der Arbeit,
als Ursprung für die Melodie und den Rhythmus des Ge-
sanges betrachtet, ja sogar die Versmaße der Dichtkunst aus
den möglichen Atmungsvarianten herleiten möchte. Im Rhyth-
mus haben wir das ewig Schwingende, im Takt der Arbeit
das Beareute, das sich durch Wiederholung regeln läßt. Der
Rhythmus ist ein vitales Prinzip, gebunden an den Strom
des Lebens und irrational wie dieses selbst, während der Takt,
die Ordnung, die Regel, das Gesetz des Rationalen ist, ge-
gründet auf der Zerlegung des Lebendigen durch den Ver-
stand und unter dem Einfluß des Willens stehend. Man ver-
gleiche darüber die grundlegende Arbeit von Rudolf Bode:
Der Rhythmus und seine Bedeutung für die körperliche Er-



ziehung (Diederichs 1920), der auch das von tiefer Einsicht zeugende Wort Klages anführt: Es ist eine der ältesten Irrlehren der Menschheit, der Wille bewege, der Wille schaffe gar, während er in Wirklichkeit gerade umgekehrt das schöpferische Sichwandeln einengt und das Vibrieren der Lebensbewegung aufhält. Die Gerechtigkeit der Bewegung ist das entscheidende Indizium für die Vorherrschaft des Willens. Nicht von außen her kann also die rhythmische Erziehung erfolgen, sondern dadurch, daß wir unseren eigenen Rhythmus kennen lernen und der Körper fähig werde, Ausdrucksorgan der ganz persönlichen inneren Beschwingtheit, des wahren Rhythmus, zu werden.

Saben wir so, besonders mit Hilfe des individuellen Atemrhythmus, den Eigenrhythmus des Körpers erkannt und, soweit dies möglich ist, zum Gegenstand bewusster Lebensführung gemacht, so beginnt die zweite Aufgabe: die Einfügung der Gesetzmäßigkeit unseres Selbstes in die äußeren zeitlichen Rhythmusgefüge. Diese schwingen außerhalb des Menschen, auf sie hat er keinen willensmäßigen Einfluß, hier noch mehr als beim Pulsschlag des Blutes heißt es sich ein- und unterordnen, sich willig hingeben an das Wesen und Wirken der Gezeiten. Wir sind gewohnt, mechanisch hinwegzuatmen über unseren eigenen Rhythmus, hinwegzuleben und hinwegzuschlafen über Ebbe und Flut, die großen natürlichen Einschnitte wie sie durch den Wechsel von Tag und Nacht und die Jahreszeiten gegeben sind, nicht zu beachten. Wir haben gelernt, die Nacht zum Tag zu machen, und wir werden auch noch lernen, den Unterschied der Jahreszeiten für den Menschen bedeutungslos zu gestalten, ja wir sind ordentlich stolz darauf, wie herrlich weit wir es gebracht, wie unabhängig wir uns von der Natur gemacht haben, und merken gar nicht, wie arm wir dadurch geworden sind. Und doch werden wir schließlich mit Faust ausrufen müssen:

Ich fühls, vergebens hab ich alle Schätze
Des Menschengelists auf mich herbeigerast,
Und wenn ich mich am Ende niederlege,
Quillt innerlich doch keine neue
Kraft:

Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Wer aber wieder gelernt hat, in der Natur die Quelle des Lebens zu finden, auf das Wesen und Wirken der mannigfachen Gezeiten zu achten, der wird auch lernen, sein Selbst abzustimmen auf den Gang des Tages und auf den Verlauf der arbeitsreichen Zeitspannen, immer unter möglichst ruhiger Bahrung seiner eingeborenen Rhythmität und Eigenbewegung. Er wird seinen Eigengang bewusst einordnen in den starken Aufschwung des Morgens, sich willig dem sanften Fall zur mittäglichen Stille überlassen, mit dem schweren Anklängen des Nachmittags noch einmal aufsteigen, um mit der sinkenden Sonne endgültig in den Feierabend abzusinken; er wird nicht ohne Not seinen eigenen Körpertag über den Sonntag hinaus verlängern, sondern sich ebenso bewußt in die Tiefe des Schlafs fallen lassen: denn der Schlaf ist der Brunnen, dessen Tiefe die Kraft unseres Selbstes birgt. Die Sonne nicht über Horn und Sorgen niedergucken zu lassen, sich nicht anzuklammern an den scheidenden Tag, vielmehr sich seiner Schwere willig zu überlassen, um uns auf dem Grunde des unveränderlich eigenen Seins für den kommenden Tag zu stärken: das ist es, was wir wieder lernen müssen. Aller Rhythmus ist dreigeteilt, er besteht aus Anspannung, Abspannung und Ruhe; statt dessen treffen wir meist nur Krampf und Erschlaffung. Diese Verkrampfung gilt es zu lösen, die Erschlaffung zu überwinden. Dies kann von der Ruhelage aus geschehen, die zwischen den zwei Bewegungen des Fallens und Steigens, des Absinkens und Aufschwimmens, der Abspannung und Anspannung liegt. In dieser Pause, dieser Ruhelage, liegt, ohne daß etwas geschieht, doch der neue Antrieb verborgen. Auf der Kultur dieser Pause beruht die Gestaltung des Lebens, ihr gebührt entscheidende Bedeutung, wie Fritz Klatt in seinem vorzüglichem und aufschlußreichen Buch über „Die schöpferische Pause“ (Diederichs 1921) nachweist. „Das Hinabschwimmen in die Tiefe des eigenen Blutes, das Einatmen in die Atempausen, das Versinken in Tiefschlaf, das Schmelzen und innere Verstummen, aus dem ein Werk aufwächst, die Tiefe der Inbrunst, aus der die Liebe sich fortgesetzt erneuert. . . es ist immer dieselbe Tiefe der schöpferischen Pause.“ (S. 96.) Klatt zeigt diese schweigenden Stunden im Wechsel der Tageszeiten, der Monate und Jahreszeiten und in der Gliederung des Menschenlebens; er lehrt, daß die Sonntage und alles Feiern als Pausen, als schöpferische Ruhetage zu verstehen und deshalb der Entspannung einzuräumen sind und nicht, wie dies meist bei unseren Feiern geschieht, gekrampfter Erleuchtung. Er weist im Lebensablauf diese verhaltenen, kritischen Wendepunkte nach, im Leben des Kin-

des, der Frau, wo sie deutlicher ausgeprägt sind als im Leben des Mannes, aber auch bei diesem, jene Ruhepunkte, aus denen alle Reichtümer keimen. Es muß vermieden werden, über diese Pausen hinwegzugehen, nach jeder Tat muß die Spannung gelöst werden, soll sie nicht zur Verkrampfung führen, muß in die Ruhelage eingegangen werden, so daß die nächste Tat wieder aus dem tiefen Grunde der Ruhe aufsteigen kann. Einmal heißt es (S. 48): „Nicht auf das Tun kommt es an, sondern auf den rechten Wechsel von Tun und Lassen.“ Diese selbständige Wertung und Vertiefung des Lassens entspringt der Überzeugung, daß die schöpferische Leistung des Lebens der Ruhelage, der Pause, den gelassenen Situationen entspringt, daß das Wirken aus dem Sein hervorzurufen muß.

Klatts Buch will dem Aufbau neuer Erziehung dienen, es bringt kein allgemeines gültiges Rezept, kein überall anwendbares Schema, und rührt trotzdem (oder eben deshalb) mehr an die Grundfragen der Erziehung als alle alten und neuen Programme. Seine Auffassung von der Führung des eigenen und des anvertrauten Lebens fordert mehr als bloßes, rationales Bescheidwissen, es verlangt, daß der Führer, der die bloße Existenz des jungen Menschen zum Leben formen will, lauschen, warten, sich zurückhalten kann. Es mag schwer sein, hier die richtige Haltung zu finden, gleichweit entfernt von diktatorischen Methoden wie von dem Verzicht auf jede erzieherische Beeinflussung. In dem mechanischen Drillbetrieb unserer arden Schulen wird die Methode nicht eingelebter werden können, da sie viel zu individuell ist, als daß sie den Vielen gegenüber angewendet werden könnte, die als Lehrende und Lernende sich dort abheben und sich abmühen, das vorgeschriebene Pensum zusammenhanglosen Wissens zu bewältigen. Solange in unserer Erziehung und selbst bei den meisten pädagogischen Aufseherinnen alles Streben dahin geht, den Ehrgeiz, den Tätigkeitstrieb, den Wissensdurst, die Ausdrucksleiter zu wecken und zu fördern, um den Menschen fähig zu machen, später auch mitzugehen, wird der Ruf nach Besinnung auf das eigene Wesen, auf die schöpferische Ruhelage, auf das schweigende Warten können ungehört verhallen. Der Kampf um den Menschen, den Goethe führte, dessen Ziel es war, dem Menschen den Weg zu seinem wahren Sein zu retten, ihm die Fäbiakheit zu bewahren, Gott in seinem Werke wahrhaft zu begegnen, ist noch nicht ausgekämpft; er wußte, daß „alles Drängen, alles Ringen ist ewige Ruh in Gott dem Herrn“, und war mit dieser Anschauung doch der tätigste Mensch, von Duldsamkeit, Weltverneinung und Selbstschauung gleichweit entfernt. Wenn sein Dasein, sein bis zu seiner letzten Mäßigkeit rhythmisch an- und abschwellendes und in sich ruhendes Leben uns nicht lehrreich und Weg wird, werden wir nie aus der bespotzten Herrschaft des Verstandes, dem atemlosen Sehen, Raosen, Er- litten und Erraffen heraus kommen.

Der seiner Eigenrhythmität bewußte, seinen Pausen hin- gegebene Mensch wird sein Leben nicht mehr stumpf, vor allem aber nicht fortkastend vollbringen. Er wird aber auch im- stande sein, den Rhythmus des Andern zu verstehen, zu sehen, welche Gesetze ihm bindend sind, welcher Wechsel von Tun und Lassen ihm jeweils angemessen ist. Nichts ist schädlicher als eine Vorstellung von Pflicht, die dort mechanisches Durch- führen erzwingt, wo sich von tief innen her Warten gebührt. Das soziale Erlebnis wird sich hier, jenseits aller Volkstif- bearbeitung, im rein Menschlichen mit seinem vollen Gefühlswerte erschließen. Es gilt nicht nur, sich selbst den Pausen anzuvorziehen, in denen alle Entfaltungsmöglichkeit fernhaft beschlossen ist, es gilt auch, anderen dieses Recht anzuerkennen, und wenn dies auch vielfach nur dadurch geschehen kann, daß unser Fordern weniger stark ist. Freilich schließt jede Sammlung die Gefahr in sich, zu beharren im Nichts, die Pause über ihre Notwendig- keit hinaus zu verlängern; doch das wäre Verneinung und Mächtigung des Rhythmus. Größer als die Gefahr, die emportraagende Flut zu verfehlen, ist die andere, hinwegzu- leben über die Schwächezeiten und die Ruhelage und dadurch die Federkraft des Lebens zu zerstören, fortzutaumeln vom Genuß zu neuer Begierde, sich vom Leben durch das Leben heben lassen. Soll unser Leben nicht völlig sinnlos werden, soll dieser Kampf aller gegen alle aufhören mit seinem Gespinn- von Unnatur, Eigennutz, stillosen Relativismus und Ge- dankenlosigkeit, dann müssen wir uns zurückfinden in die Tiefe, wo das reine Leben fließt, wo wir das Warten der Gottheit spüren. Ehrfürchtige, verantwortungserfüllte Sin- gabe an die unmittelbar gegebene Wirklichkeit, Achtung vor der gestalteten und zur Gestaltung drängenden Mannigfaltig- keit werden nie zur Lebensentfremdung und Beschaulichkeit führen, wohl aber uns fromm machen im tätigen Sinne Goethes: „Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu kommen“.